

KATJA S.
MIT GERLINDE REINL

Nur in der Hölle kann man den Himmel sehen

Der Weg einer
jungen Mutter
aus der
Heroin sucht

mvgverlag 

KATJA S. MIT GERLINDE REINL

**Nur in der Hölle
kann man den
Himmel sehen**

KATJA S.

MIT GERLINDE REINL

Nur in der Hölle kann man den Himmel sehen

Der Weg einer jungen Mutter aus der Heroinsucht

mvgverlag 

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen

Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@mvg-verlag.de

Originalausgabe

3. Auflage 2019

© 2013 by mvg Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung und Layout: Kristin Hoffmann, München

Umschlagabbildung und Bilder vom Covershooting im Innenteil: Michael Abele

Weitere Bilder im Innenteil: privat

Satz: Georg Stadler, München

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86882-941-9

ISBN E-Book (PDF) 978-3-86415-314-3

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-86415-315-0

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.mvg-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

Inhalt

Einleitung	11
Auf dem Land	14
Schlittschuhhalle und Jugendzentrum	17
Amsterdam	25
Wieder zurück	30
Reini und Holger	32
Abtreibung	35
Begegnung mit Erik und andere Experimente	37
Chaostage in Ulm	42
Ende der Schulzeit	44
Arzthelferin und erster Schuss	47
Mit 17 hat man noch Träume: Richie	51
Entdeckung und Flucht	57
Bei den Brüdern	60
Böses Erwachen	69
Aus der Klinik in die Therapie	72
Die Hoffnung	87
Weißer Magie	94
Alles auf Anfang?	95
Familientherapie im Schwarzwald	98
Chris	102
Überwachung	107
Marion und Rinne – Alltagsleben	111
Blindman Ball 1997	115
Elke und Bimbambino	117
Jochen	121

Neuer Anlauf zum Entzug	124
Nathalie	126
Schorndorf	129
Gemeinsam einsam	130
Der Wendepunkt	132
Hotel Gitterblick	136
Untersuchungshaft	138
Zellenleben	152
Verhandlung und Urteil	158
Strafhaft	160
Therapie statt Strafe	168
Therapieangebote	173
Selbsthilfe in der Therapie	176
Ein Dieb im Haus	178
Erster Ausgang	178
Eine neue Beziehung	180
Familienkontakte: erste Schritte auf dünnem Eis	182
Sommer 2002: Nachsorge	184
Gefährliche Verlockung	186
Der erste Job	191
Stuttgarter Tafel	194
Im Suchtkrankenhelferkurs	197
Reif für die Klapse	198
Nathalies Rückkehr	201
Siebdruck	203
Der Verdacht	205
Germanys Next Top Siebdruckleiterin	207
Irgendwann im Sommer 2007	209
Firma »Super Klasse«	210
Entlassung und Abschied	212

Rigoros arbeitslos	213
Arbeitsplatz im Musical	215
In der Gegenwart	217
Danksagung	219

Vorbemerkung

Dieses Buch erzählt eine wahre Geschichte. Zum Schutz der vorkommenden Personen wurden alle Namen sowie einige Orte und Details geändert.

Einleitung

Das Gefühl, das die Erinnerung an meine früheste Kindheit begleitet, ist eine große Verlorenheit. Ich kam im Sommer 1969 auf die Welt – in der Planung meiner Eltern zu spät und nur deshalb, weil meine Mutter sich im letzten Moment gegen die Abtreibung entschied – und musste kämpfen. Vielleicht gab es sogar für kurze Zeit die Chance, als ersehntes Mädchen nach drei Jungs das allzeit verhätschelte Nesthäkchen zu werden, aber die Zeichen dafür standen schlecht: Ich hatte schweres Asthma und anscheinend waren alle damit überfordert.

Dabei waren die Voraussetzungen grundsätzlich gar nicht schlecht: Ich hatte ein Elternpaar und drei Brüder, diese allerdings altersmäßig schon in weitem Abstand von mir: sieben, neun und zwölf Jahre älter und sehr mit sich selbst beschäftigt. Natürlich war die kleine Schwester auch erst mal niedlich, aber sie konnten einfach nie normal und sorglos mit ihr spielen, weil sie krank war, und so wandten sie sich bald wieder dem eigenen Leben zu.

Hinzu kam, dass ich wegen meines Asthmas weite Strecken meiner ersten drei Lebensjahre in Krankenhäusern und Kliniken zubringen musste, und die Phasen der Aufenthalte dort, dann ein, zwei Wochen zu Hause und immer wieder neue Kuren wechselten ständig. Ich hatte keinen Fixpunkt in meinem Leben, keine Umgebung, an die ich mich gewöhnen, und keine Menschen, an denen ich mich festhalten konnte. Irgendwie veränderte sich alles immer genau dann, wenn ich gerade anfing, den Menschen und Räumen, die mich umgaben, zu vertrauen.

Deshalb nahm ich meine Familie von Anfang an nur aus der Entfernung wahr; sie war *eine* Konstellation, *ein* Umfeld von vielen und ebenso gut oder schlecht wie alle anderen. Meine ersten Erinnerungen sind die an Besuche meiner Mutter, wenige und nur kurz, von ihr selbst dann noch durch eine Glasscheibe getrennt, und an meinen grenzenlosen Schmerz beim Abschied; stunden-

langes Schreien, wenn sie wieder ging. Und als wollte meine Seele auch da noch vor dem schweren Weg flüchten, der vor mir lag, war ich im ersten Lebensjahr tatsächlich viermal dem Tod nah: Die Atemnot war so groß, dass ich fast erstickt wäre. Ich überlebte sie durch aufmerksame Schwestern, die Anwesenheit meiner Mutter und ihre Gebete, so wurde mir später berichtet. Mein Zustand war so ernst, dass ich in den ersten 15 Monaten meines Lebens täglich drei bis vier Spritzen und Infusionen bekam. Außer mir war es natürlich meine Mutter, die am meisten unter meiner Krankheit litt und die mit drei Kindern zu Hause, der täglichen Arbeit in der Gaststätte und den Besuchen bei mir ständig überfordert war.

An Besuche meines Vaters oder meiner Brüder habe ich keine Erinnerung.

In dieser Weise drei Jahre lang geprägt, kehrte ich dauerhaft nach Hause zurück. Mein Asthma war so weit behandelt, dass ich damit in der Familie bleiben konnte. Meine Brüder freuten sich und wollten mich gleich in ihre Spiele einbeziehen, aber ich war längst noch nicht robust genug für Verstecken oder Boxkämpfe, die mich furchtbar erschreckten und mir Angst machten. Im folgenden Jahr, dem vierten meines Lebens, nahm ich erstmals auch die Existenz und Rolle meines Vaters in der Familie wahr, den ich bis dahin so gut wie gar nicht gekannt hatte. Kaum aber hatte ich mich an ihn als Bestandteil meines Zuhauses gewöhnt, ließen meine Eltern sich scheiden.

Ich war traurig und vermisste ihn sehr, als meine Mutter mit meinen Brüdern und mir aus dem Haus auszog, in dem unsere Wohnung und auch die Gaststätte waren, die sie jahrelang zusammen geführt hatten. Nicht, dass er sich besonders mit mir beschäftigte oder sich um mich gekümmert hätte, nein, aber schon wieder brach eine fest geglaubte Größe des Lebens weg und veränderte sich mein Umfeld völlig.

Was der Grund für die Trennung war, hat mir auf jeden Fall nie jemand so erklärt, dass ich es verstanden hätte. Ich hatte sie öfter streiten hören, aber nie an eine solche Möglichkeit gedacht.

Mein Vater besuchte uns ein halbes Jahr lang noch einmal im Monat, dann wandte er sich einer neuen Frau zu, und ich weiß nur, dass ich noch jahrelang später dachte, er wäre es, der mich sprechen wollte, wenn das Telefon mal unverhofft klingelte. Aber wie konnte ich nur so dumm sein – es war ja doch immer nur für meine Brüder!

So irrlichterte ich durch meine Kindheit in dem Gefühl, nirgendwo wirklich einen Platz zu haben, und ohne besondere Bindung an jemanden. Ich war definitiv *nicht* das umsorgte Nesthäkchen einer intakten Familie. Meine Mutter ging halbtags arbeiten und sorgte für uns, so gut es ging. Hin und wieder traf sie einen Mann, ging aber nie wieder eine feste Bindung ein. Meine Brüder hatten längst eigene Interessen, unser Alltag funktionierte irgendwie und ich lief halt so mit; trippelte, stolperte oder schlich irgendwann später nur noch »auf Zehenspitzen«, um die Großen nicht zu stören. Wenn ich Fragen stellte, bekam ich meist keine Antwort und noch heute habe ich die verschlossenen Türen zu den Zimmern meiner Brüder im Gedächtnis, vor denen ich oft stand – ratlos und jedes Mal maßlos enttäuscht. Sie dagegen wollten natürlich mit ihren Freundinnen allein sein und ich verstand nur, dass die auf jeden Fall wichtiger waren als ich. Trotz der Jahre, die uns trennten, sehnte ich mich sehr nach der Zuwendung meiner Brüder und danach, wenigstens von ihnen *gesehen* zu werden. Auch mein Hund Wuschl, ein kleiner Schnauzer, den ich zur Kommunion bekam und dann über zehn Jahre hatte, konnte mich nicht trösten. Meine Brüder trafen meinen Vater hingegen auch dann noch, als er uns schon längst nicht mehr besuchte: Auf ihren Mofas fuhr er zu ihm in unser altes Haus, während ich daheimbleiben musste und auch hier mal wieder nicht verstand, warum.

Um mir selbst einen Halt zu geben, nuckelte ich ausgiebig am Daumen (das übrigens, bis ich zehn war!), und bis zum siebten Lebensjahr war ich auch Bettnässerin. Das machte meiner Mutter zwar zusätzliche Arbeit, aber sie nahm es hin und machte mir zumindest keine Vorwürfe. Die ersten Schuljahre vergingen ohne be-

sondere Erinnerung an gute oder schlechte Erlebnisse dort. Meine Leistungen waren durchschnittlich, aber dass mir das Lernen irgendwie Spaß gemacht hätte oder ich von jemandem unterstützt worden wäre, kann ich in der Rückschau nicht sagen.

Als ich acht war, kam die nächste einschneidende Veränderung in meinem Leben: Ab jetzt ging meine Mutter statt halbtags wieder den ganzen Tag arbeiten und damit wurde ich zum Schlüsselkind. Wenn ich jetzt mittags aus der Schule kam, war niemand mehr da; meine Brüder arbeiteten entweder schon oder waren bei Freunden. Ich musste also selbst sehen, wie ich den Nachmittag bis zum Abend verbrachte, wenn alle wiederkamen. Wie viele Spiegeleier ich mir in diesen Jahren gebraten habe, Mittag für Mittag, kann ich gar nicht zählen – ich wollte und musste ja was essen, und etwas anderes als das konnte ich nicht kochen.

Auf dem Land

Von dieser Zeit an war ich also endgültig allein, so kam es mir vor, und es blieb mir gar nichts anderes übrig, als mich an meine Freundinnen zu hängen und so viel Zeit wie möglich mit ihnen zu verbringen.

Wir wohnten in einem dieser großen Wohnblöcke, ganz unten, wo man im Sommer auch gern den Balkon als Eingang benutzte. Meine Brüder hatten dort ein Terrarium aufgestellt mit allerlei Kriechtieren, meist bunten Eidechsen und Salamandern, die sich unter den Steinen darin versteckten. Das war für alle Kinder im Haus eine Attraktion, die ich ihnen bieten konnte und die sie auch magisch anzog.

Gegenüber von uns wohnte meine Freundin Astrid, eine verwöhnte reiche Göre, die sich jeden Tag Pommes mit Mayonnaise von der Bude beim Topkauf holte. Die schmeckten immer so wahnsinnig gut, dass ich dafür gestorben wäre. Natürlich bekam

ich, wenn überhaupt, nur wenig davon ab, aber während sie immer dicker wurde, blieb ich zumindest so dünn wie bisher.

In der Schule war ich so mittelmäßig; Spaß machte sie mir nicht, aber ich liebte Kunst und war die Beste in Sport. Mein Asthma hatte ich so gut im Griff, dass ich alles mitmachen konnte. Darüber hinaus lief ich leidenschaftlich gern Rollerblades, beeindruckte dabei die Nachbarskinder mit Salti und Weitsprüngen und nötigte ihnen so Respekt ab. Allerdings nuckelte ich auch noch am Daumen, und dafür bestrafte mich Astrid eines Tages, indem sie mir keinen Mohrenkopf abgab und vor allen anderen laut sagte: »Du kriegst keinen Mohrenkopf, solange du noch am Daumen nuckelst!« Was für ein Vertrauensbruch und eine Bloßstellung! Das tat richtig weh, aber ich habe dann aus Trotz einfach weitergenuckelt, und noch heute habe ich ein Bild, auf dem wir *gemeinsam* nuckeln.

Wenn ich ehrlich war, mochte ich sie nicht besonders, aber ihre Eltern hatten ein riesiges Haus mit einem Schwimmbad im Keller, ein großes Aquarium, einen Schäferhund und einen Papagei. Sonntags gab es immer ein super Frühstück bei ihnen mit allem Drum und Dran, und weil wir bei mir zu Hause schon lange nicht mehr gemeinsam aßen, war ich oft dort. Astrid war aber nicht nur verwöhnt, sondern auch eine Petzliese, wurde wegen jeder Kleinigkeit hysterisch und schwärzte mich völlig grundlos bei ihrem Bruder an. Ich schätze mal, außer der Tatsache, dass wir täglich zusammen mit unseren Barbies spielten, hatten wir nicht viel gemeinsam. Oft ging sie auch zu anderen Freundinnen, und dann spielte ich mit zwei Jungs aus meinem Haus, Kai und Oliver. Mit ihnen war es immer schön und entspannt und sie hatten supernette Eltern. Meistens blieb ich sogar zum Abendessen bei ihnen, denn bei mir war sowieso fast nie einer zu Hause. Das war mir manchmal fast schon peinlich, aber ich fand dort eine Wärme, Gemeinschaft und Geborgenheit, die ich so gar nicht kannte und deshalb umso mehr genoss.

Irgendwann wollten die beiden aber auch mit anderen Jungs spielen, und so wandte ich mich zwei Klassenkameraden zu. Sie

holten mich öfter ab, und dann feixten meine Brüder, wenn sie das mitbekamen, und zogen mich mit ihnen auf. Wir vertrieben uns die Zeit mit allerlei Unfug, und ich erinnere mich, dass ich ihnen eines Tages, wie bei meinen Brüdern gesehen, auch das »Küssen« beibrachte.

Dann gab es auch noch meine Freundin Bettina, deren Eltern noch reicher waren als Astrids und ein riesiges Anwesen hatten. Sie war mir irgendwie ähnlich, aber sehr zappelig und nervös. Deshalb waren ihre Eltern immer ganz entzückt von mir, weil ich so ruhig war und richtig gute Tischmanieren hatte – übrigens eine Folge aus der Zeit gemeinsamer Mahlzeiten in *meiner* Familie. Und da sie wohl dachten, ich würde auch insgesamt einen guten Einfluss auf ihre Tochter ausüben, nahmen sie mich sogar mal in den Winterurlaub mit. Ich dagegen empfand Bettinas Art meist als anstrengend und mochte sie nur wegen der verrückten Einfälle, die sie immer wieder hatte.

Ich merkte lange nicht, dass manche meiner Interessen merkwürdig anders waren als die meiner Freundinnen, aber das wäre von einer knapp Zehnjährigen wohl auch zu viel erwartet gewesen. Es wurde mir aber immer dann bewusst, wenn ich die Platten meiner Brüder hörte und dabei aus dem Fenster starrte. Obwohl ich noch kein Wort Englisch sprach und verstand, war es, als würden mir die Sänger aus der Seele sprechen, und das Lied »Ashes to Ashes« von David Bowie wurde ganz schnell sogar mein Lieblingslied. Die Songs von Udo Lindenberg kannte ich bald alle auswendig, und wenn meine Freundinnen jetzt noch mit Puppen spielen wollten, war das ganz und gar nicht mehr mein Ding. Mit Simone, einer älteren Freundin, hatte ich angefangen, mit den Barbies nur noch Fixen und Anschaffen zu spielen – das hatten wir wohl mal im Fernsehen gesehen, und das wollten die anderen gar nicht.

Obwohl ich Astrid schon lange nicht mehr regelmäßig sah, kam sie doch immer noch zu mir, wenn ihre anderen Freundinnen keine Zeit hatten. Dann fuhren wir nach Kirchheim, wo ihre Eltern ein Geschäft hatten und die fremde Umgebung mit den vie-

len Menschen jedes Mal sehr aufregend für mich war. Sie rauchte schon Zigaretten und fragte mich eines Tages, ob ich denn auch mal ziehen wolle. Also gingen wir auf die Kundentoilette und sie erklärte mir, dass ich den Rauch inhalieren solle, indem ich sage: »Huch, der Papa kommt!« Gesagt, getan – und huch, zog das rein! Mir blieb der Atem weg, aber ich ließ mir absolut nichts anmerken und unterdrückte sogar das Husten. Astrid schaute mich nur verwundert an, und wir gingen wieder nach draußen. Mir war zwar ein bisschen schlecht und mulmig, aber ich fand es total aufregend, etwas Verbotenes getan zu haben. Ich fühlte mich sofort erwachsener und begann ab diesem Zeitpunkt, meine Zeit nur noch mit Älteren zu verbringen.

Schlittschuhhalle und Jugendzentrum

Im Winter waren wir am liebsten in der Schlittschuhhalle in Göppingen; sie war der ultimative Treffpunkt aller Teenager, die noch nicht in eine Disco durften. Der Kontakt mit Jungs ließ sich dort natürlich nicht vermeiden, und auch für uns Jüngere gab es abends eine Disco auf dem Eis, die fast noch besser war als die der Älteren. Ich war knackige 13, rauchte und hatte meist eine hautenge Zebrahose an, die meinen coolen Fahrstil perfekt unterstrich. Durch meine Leidenschaft fürs Rollerbladfahren hatte ich einen echten Vorsprung, denn wer das beherrscht, kann fast automatisch auch Schlittschuh und Ski laufen.

Ich sauste also wie der Blitz zwischen den anderen Läufern hindurch und machte meine Kanadier, wie diese Figur damals hieß. Die waren so spektakulär, dass sie Jung und Alt imponierten. Man macht sie, um die Fahrt rasant abzuschließen, setzt dabei das rechte Bein genau vor das linke und schlägt einen Hakenkreis nach rechts, um die anderen Läufer mit richtig viel Tempo zu kreuzen. Damit konnte ich mir quasi ständig mein nächstes »Opfer« unter

den Jungs aussuchen. Mike zum Beispiel brachte eines Tages seinen Kumpel Jan mit, beide trugen schwarz-weiße Lederjacken, und es muss Mike, der scharf auf mich war, schwer getroffen haben, dass ich mich damals für Jan entschied.

Jan war groß und schlaksig und hatte blonde Locken. Was er neben dem Schlittschuhlaufen besonders gut konnte, war Knutschen, und das war für mich erst mal das Wichtigste. Ich glaube, ich hatte nie wieder einen, der so gut küssen konnte, und wir verbrachten fast zwei Wochen nur in den Umkleidekabinen mit intensivem Knutschen. Unsere Slips waren total durchnässt, und ich wusste damals noch nicht, dass das fast besser war als Sex.

Irgendwann war es aber vorbei mit ihm, was jedoch nicht schlimm für mich war, denn ich hatte mir schon den Nächsten ausgeguckt – Lucas. Er gehörte zu einer Clique, deren Mitglieder auch alle schon älter waren, und sah so wahnsinnig gut aus, dass ich fast in Ohnmacht fiel, wenn ich ihn nur von Weitem sah. Er fuhr ein Auto und eine Rennmaschine und kam mit seinem getunten Auto immer die Straße entlang, wenn wir Schule aus hatten. Ich hätte niemals gedacht, mit meinen jungen Jahren überhaupt eine Chance bei ihm zu haben, und es hätte wirklich etwas daraus werden können, wenn mir hier nicht – wie später noch oft – die Rolle der »schwarzen Witwe« bestimmt gewesen wäre.

So machten wir einmal ein nächtliches Date aus, zu dem ich dann aber nicht hinging, weil ich Angst hatte, im Dunkeln unterwegs zu sein. Deshalb rief ich ihn am nächsten Tag an, um ihm das zu erklären, aber da war nur sein Vater am Telefon, der mir sagte, Jan sei gerade tödlich mit dem Motorrad verunglückt. Ich war fassungslos und hielt das erst für einen üblen Scherz, aber es war die Wahrheit: Lucas war beim Überholen frontal gegen einen Lkw geknallt.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und schwer getroffen – zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, wie viele meiner Freunde und Bekannten ich später noch durch andere Umstände verlieren sollte; so viele jedenfalls, dass ich ihre Zahl heute gar nicht mehr weiß.

Als die Wintersaison zu Ende war und auf der Rollschuhbahn, die der Eisfläche dann folgte, nicht mehr viel los war, inspizierte ich den nächsten Ort, an dem das mit Sicherheit anders zu sein versprach: das Jugendzentrum in Boll.

Dorthin fuhr ich mit Simone, inzwischen meine Busenfreundin im wahrsten Sinne des Wortes. Sie war knapp zwei Jahre älter als ich und hatte eine enorme Oberweite, was die Männerwelt ganz verrückt machte. Das war auch der Grund, warum sie mir bei Jungs oft in die Quere kam, aber auch sonst vertraute ich ihr nicht und merkte im Übrigen selbst schon, dass ich mir immer wieder die gleichen komischen Freunde suchte. Ihr Mofa war total hässlich, eine Vespa in Orange, aber immerhin beförderte es mich – mit voll aufgedrehtem Kassettenrekorder auf dem Rücksitz – an den Ort meiner Wünsche, und das war auf jeden Fall besser, als dorthin zu laufen.

Ich war noch immer 13 und alle anderen, die wir dort trafen, waren älter, aber wir erregten trotzdem ihre Aufmerksamkeit. Die Jungs beobachteten und taxierte uns, was uns natürlich ungeheuer schmeichelte. Eines Abends saß einer von ihnen in seinem Auto und zündete sich einen Joint an. Simone und ich lehnten von außen an seinem Fenster und schauten gebannt zu.

Natürlich sagte ich: »Hey, lass mich auch mal ziehen!« – neugierig und aus dem Wunsch heraus, auch hier dazuzugehören. Er wollte zwar erst nicht so recht und hatte wohl Skrupel, aber ich sagte, ich hätte das schon öfter getan. Schließlich landeten Simone und ich in seinem Auto, und wir fuhren an eine Stelle, wo wir den ganzen Joint in Ruhe rauchten.

Erst passierte absolut gar nichts bei mir, was ich äußerst enttäuschend fand, und auch eine Woche später, beim nächsten Mal, tat sich noch nichts. Ich ließ nicht locker, probierte es Tage später ein drittes Mal und merkte dann endlich, dass ich langsam stoned wurde. Das fand ich super, mein erster Rauschzustand, und das noch vor meiner ersten Periode! Danach taten Simone und ich nichts anderes mehr: Regelmäßig hauten wir nachts ab und gingen auf Tour.

Damals war der letzte meiner drei Brüder gerade ausgezogen und ich war mit meiner Mutter allein. Von da an gab es für mich kein Halten mehr. Ihre zaghaften Versuche, mir Grenzen zu setzen und mich zu einem ordentlichen Lebenswandel zu erziehen, indem sie mir etwas verbot oder eine Strafe androhte, scheiterten kläglich an meiner Aufsässigkeit und Abwehr. Ich weigerte mich standhaft, mich meiner Mutter zu beugen.

Zwar hatten sich zwischen meinen Brüdern und mir nie die Nähe und der Zusammenhalt entwickelt, die ich mir von klein auf gewünscht hatte, aber dennoch waren sie in meinem Empfinden immer mehr auf meiner Seite als auf der meiner Mutter, die ich als gegnerische Seite sah. Unser Verhältnis war gespannt und geprägt von einem gegenseitig harten Ton und frechen Antworten meinerseits. Da ich meine Mutter schon als kleines Mädchen weggeschoben hatte und es nicht ertrug, wenn sie mal mit mir schmusen wollte, hatte ich sie in ihrem Wunsch nach einer liebevollen und anhänglichen Tochter gründlich enttäuscht. So gestaltete sich auch unser Zusammenleben mit zunehmendem Alter immer unzugänglicher und rauer im Ton. Schon lange war ich ihr gegenüber verschlossen wie eine harte Muschel, und als mein letzter Bruder dann auszog, war das für mich das Signal zur Revolution und zu einem Rachefeldzug gegen alle, vor allem aber gegen mich selbst. Das Projekt Familie im Sinne von Gemeinschaft und Geborgenheit war gescheitert, und ich beschloss, nur noch nach meinen eigenen Regeln zu leben. Dazu gehörten meine regelmäßigen nächtlichen Ausbrüche: Da wir ja im Erdgeschoss wohnten, stieg ich unbemerkt aus dem Fenster meines Zimmers und gelangte später auf gleichem Weg dahin zurück.

Eine Weile zuvor schon hatten Simone und ich uns in zwei wirklich gut aussehende Zwillingsbrüder verknallt, und nun endlich lernten wir sie richtig kennen. Leider war aber der, den ich besser fand, damals schon vergeben, und so konnte er nur heimlich mein Freund sein. Aber auch das nahm ich in Kauf und so trafen wir die Jungs nachts an einer abgelegenen Hütte, um zu fummeln.

Ich war eindeutig noch zu jung, um zu kiffen, und zu jung, um Sex zu haben, das spürte ich zwar irgendwie, aber es störte mich nicht; ich wollte beides, denn was war in meinem Leben schon normal? Nichts, aber auch rein gar nichts, und so war auch unser Petting damals nicht mein Ding: Irgendwie fühlte ich mich bei allem total gelangweilt, obwohl es eigentlich immer voll abging. Niemals und zu keiner Zeit wusste ich, was ich wirklich wollte, und so ließ ich mich nur treiben. Ich tat ja nur, was alle anderen um mich herum auch taten, und dachte mir, das sei das Richtige.

Eines Tages ging ich mit Simone ins Freibad und traf mich dort mit einigen aus der Clique. Zuerst redeten wir nur und saßen auf unserem Platz, aber plötzlich war Simone verschwunden. Ich war sauer, weil ich nicht wusste, wohin sie gegangen war oder wohin ich nun gehen sollte. Als sie Stunden später zurückkam, erzählte sie mir, dass sie mit ihrem Schwarm nach Hause gegangen war und dort Sex mit ihm gehabt hatte. Und obwohl sie fast zwei Jahre älter war als ich, stand mein nächstes Ziel damit schon fest: »Was die kann, das kann ich schon lange!«

Meine Mutter war zu der Zeit gerade für ein paar Tage verreist, meine Brüder sahen nur sporadisch nach mir, und ich hatte sturmfreie Bude. Also kamen alle Jungs zu mir, und wir feierten bis zum frühen Morgen. Mein Traumboy Sven, der eigentlich vergebene Zwilling, war natürlich auch da, und irgendwann verzogen wir uns endlich in mein Zimmer. Als es darum ging, ihm im Dunkeln den Gummi überzuziehen, wollte ich das zuerst nicht – ich hatte das ja noch nie getan. Als er aber darauf bestand, zog ich ihn ihm prompt falsch herum über, und er wurde sauer und riss ihn herunter. Nachdem er gegangen war, wusste ich schon, dass ich das so nicht auf mir sitzen lassen konnte. Und weil ja noch einige von den anderen da waren, die in der Küche Schnitzel mit Pommes und Nutella-brote aßen, beschloss ich, dass es Zappa sein sollte. Triumphierend ging ich mit ihm in mein Zimmer; es lief »Every breath you take« von Police, das werde ich nie vergessen. Wir fummelten ein bisschen rum – und plötzlich war er auch schon in mir drin, und ich

spürte einen höllischen Schmerz. Er erschrak sehr, als er merkte, dass ich noch Jungfrau gewesen war: Das Laken war blutig, und auch ich war überrascht darüber.

Danach kam Sven allerdings jedes Wochenende nach der Disco zu mir, obwohl es auch seine offizielle Freundin immer noch gab. Ich hörte ihn dann schon von Weitem und öffnete ihm, wenn er klopfte. Es war mir egal, dass er schon was getrunken hatte; ich war einfach jung, dumm und verliebt. Ich schlich mich zur Haustür raus, und wir gingen runter in den Keller. Dort knutschten wir dann heftig im Dunkeln und inmitten all des Gerümpels von Fahrrädern, Mopedtanks und Teppichen. Er roch immer nach Bier und Zigaretten, hatte einen ziemlich großen Schwanz, und wenn er in mich eindrang, hätte ich am liebsten vor Schmerz geschrien. Aber ich blieb stumm und dachte, das müsse so sein.

Wenn wir uns tagsüber sahen, taten wir so, als würden wir uns nicht kennen, obwohl seine Freundin woanders wohnte und ohnehin nur selten da war. Das schmerzte mich sehr, und wenn ich die beiden wirklich mal zusammen sah, wurde es fast unerträglich für mich.

Einmal zelteten wir bei Simone im Garten, und Sven und sein Kumpel stießen später dazu. Alles war super – bis zu dem Punkt, als Simone plötzlich mit Sven zu knutschen begann, was ich an ihren Silhouetten erkennen konnte. Es riss mir fast das Herz heraus, und ich suchte nach meinem Schlüssel, um zu gehen. Aber als wäre nichts geschehen, sagten sie, ich solle doch bleiben, und das fand ich erst recht eine Frechheit. Warum denn das? Vielleicht, um ihnen weiter zuzusehen? Unter Tränen verließ ich das Zelt, denn für mich war eine Welt zusammengebrochen: Meine beste Freundin und meine große Liebe, das war wirklich zu viel! Noch heute ist dieses Erlebnis ein Albtraum für mich. Ich lief bis zum Gehweg und gab mir keine Mühe, mein Schluchzen zu unterdrücken. Plötzlich kam mir Svens Kumpel entgegen und sagte, es sei alles seine Schuld und es täte ihm leid: Er hätte mit Sven ausgemacht,

dass der einen Kasten Bier von ihm bekäme, wenn *er* mich ihm mal »ausleihen« würde.

Ich dachte, mich trifft gleich der Schlag, und während ich weinend nach Hause lief, konnte ich das alles kaum glauben. Ich habe keinen Schimmer mehr, wie ich den anderen danach wieder begegnete; ich weiß nur noch, dass ich mir nichts anmerken ließ und diesen Verrat überging. Vor allem Simone war ich nach außen weiterhin die beste Freundin, innerlich aber hasste ich sie ab da ohne Ende.

Sex war jedenfalls bis dahin nie mein Thema und auch gar nicht das, was ich suchte: Ich wollte Geborgenheit, Wärme, Anerkennung und zu jemandem gehören – das hauptsächlich war es, wonach ich mich sehnte. Allerdings hatte ich schmerzhaft gelernt und wusste auch, dass die Jungs das ganz anders sahen. Sie wollten immer nur eins von den Mädels, und wenn man bei ihnen nicht ganz unten durch sein wollte, hielt man besser still und spielte mit.

Um diese Ernüchterung und den Widerspruch auszuhalten, wurde es mir immer mehr zur Gewohnheit, mir die Rübe zuzuziehen – ob mit Bier, Jägermeister oder Kiffen war mir relativ egal. Hauptsache, ich musste nichts denken und nichts für die Schule tun – was dort aber natürlich weniger gut ankam. Angesichts meiner nächtlichen Aktivitäten und auch sonstigen Arbeitshaltung waren meine Leistungen in den Keller gerutscht, und meine Lehrer hatten längst gemerkt, dass mit mir etwas »nicht stimmte«. Sie bestellten meine Mutter zum Gespräch ein und teilten ihr ihre Beobachtungen mit: Mein Verhalten, mich nur mit Jungs abzugeben, sei sehr bedenklich, und sie äußerten zu diesem Zeitpunkt schon den Verdacht, ich würde womöglich Drogen nehmen. Meine Mutter allerdings besänftigte die Lehrer und meinte nur, vor allem Ersteres sei bei drei Brüdern ja wohl nichts Außergewöhnliches. Alles andere ignorierte sie lieber; sie verschloss die Augen vor der Realität, anstatt mir echte Grenzen zu setzen. Sie spürte wohl ihre Machtlosigkeit und wollte der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen. So ist es übrigens noch heute.

In der achten Klasse, mit 14, bin ich dann fast logischerweise auch sitzen geblieben, weil ich im Unterricht immer so knülle war und meine roten Augen nicht mehr zu übersehen waren. Ich hatte schon lange keinen Plan mehr von dem, was in der Stunde vor sich ging, und gerade deshalb wurde ich auch hin und wieder aufgerufen, um eine vom Lehrer gestellte Frage zu beantworten. Tja, und da ich dann meist noch nicht die Frage gehört hatte, konnte ich natürlich auch keine Antwort liefern. Um aus der unangenehmen Situation möglichst elegant herauszukommen, gab ich dann so grandiose Antworten wie: »Hää, Ägypten??«, sodass meine Mitschüler vor Lachen fast vom Stuhl fielen. Dabei war das eigentlich eine Antwort, die Otto Waalkes in der Parodie einer Quizshow immer von sich gegeben hatte und die ich einfach genial fand.

Oft wurde ich dann für meine Frechheit aus dem Klassenzimmer und vor die Tür geschickt – was mir allerdings nur recht war. Obwohl – das auch nicht immer; die Stunden dort konnten ganz schön lang sein! Ansonsten zeichnete ich im Unterricht Comics und unterhielt meine Klassenkameraden auf allerlei Weise. Nie wurden wir erwischt bei unserem regen Briefwechsel, in dem wir die Lehrer verspotteten. Meinen Klassenlehrer, den armen Kerl, trieb ich mit einer Clownsdarbietung immer fast in den Wahnsinn. Ich äffte ihn nach, wenn er wie Jesus die Hände ausstreckte und »Meine Herrschaften!« sagte, um die Meute zur Ruhe zu bewegen. Einfach herrlich – diesen Satz wollten meine Mitschüler 20 Mal am Tag von mir hören, so zum Totlachen fanden sie mich dabei.

Als er irgendwann mal wieder total genervt von mir war, kam er im Stehschritt zu mir nach hinten und verlangte zum dritten Mal, dass ich den Kaugummi rausnehme. Dabei fiel sein Blick auf das Waschbecken hinter mir, das voller Abfälle war, und er sagte: »Und du räumst auch noch das Waschbecken auf!« Dafür war ich jedoch nicht verantwortlich gewesen und so stand ich auf, entgegenete: »Nö, mach ich nicht, weil ich das nicht war, machen Sie's doch selbst!«, und rannte schnurstracks aus dem Klassenzimmer.